

„So nach Hause zurückkehren?“

Die gescheiterte Kriegsheimkehr des Walther Cartellieri

Theo Schley*

» Das Privatarchiv von Walther Cartellieri (1897–1945), der 22-jährig 1918 von der Westfront heimkehrte, erlaubt, seine Kriegsheimkehr zu rekonstruieren. Die meisten Briefsammlungen und Tagebücher enden mit der Ankunft ihrer Autoren zu Hause.



Sortie de guerre

En lisant la collection privée de lettres envoyées jusqu'à la fin de la Première Guerre mondiale, l'auteur a pu reconstituer le difficile retour au pays du soldat allemand Walther Cartellieri (1897-1945), ce qu'il est commun d'appeler sa « sortie de guerre ». Ce mémoire constitue une étude de cas, récompensée en mai 2017 par le Prix franco-allemand d'Histoire décerné chaque année par la Société des Amis de l'Institut Historique allemand de Paris. Réd

Walther Cartellieri, der älteste Sohn des Jenaer Professors für Geschichte Alexander Cartellieri und seiner Frau Margarethe, hatte sich 1915 als 18-Jähriger und Einjährig-Freiwilliger gemeldet. In einem Artillerieregiment kämpfte er bis 1918 an der Westfront. Anders als der Großteil der Soldaten hatte er sich in den letzten Wochen des

Krieges gegen die Perspektive einer Niederlage aufgelehnt. Seit den Zusammenbrüchen der Verbündeten der Mittelmächte Ende September war die Niederlage auch im Westen abzusehen. Als die Friedensverhandlungen am 4. Oktober begannen, kämpfte Cartellieri als Leutnant der Artillerie am Frontbogen der Aisne. Seit Wochen kämpften die demoralisierten Frontsoldaten mit einem zahlenmäßig überlegenen Gegner und mit verzweifelter Mangel an Nachschub, Männern, Munition, Pferden, Nahrung und Erholung. Wenn Cartellieri durchhielt, so schrieb er, dann weil eine Niederlage und eine europäische Nachkriegsordnung, die Gebietsverluste für das Deutsche Reich bringen würde, für ihn als Sohn eines Apologeten der Reichseinheit, undenkbar war. Doch jedes Telegramm, das die deutsche Regierung an den amerikanischen Verhandlungspartner schickte, war ein weiterer Schritt Richtung „Frieden um jeden Preis“, wie er das Verlangen der Soldaten nach Überleben abschätzig nannte. Als die Regierung Mitte Oktober zusagte, die besetzten Gebiete zu räumen, war Cartellieri klar, dass er auf verlorenem Posten kämpfte. Wütend schrieb er seinen Eltern, „*lieber machen wir noch eine Winterkampagne mit!*“ Doch sein Aufbäumen gegen die Niederlage beruhte auf einer Fehleinschätzung der Kampffähigkeit des deutschen Heeres. Dass die Front hielt, verdankte sie der Zögerlichkeit der Entente – sowie einigen fanatischen Offizieren wie Cartellieri, die die Soldaten bei der Stange

* Theo Schley hat seine Masterarbeit (*Le retour de guerre de Walther Cartellieri*) 2016 an der EHESS Paris vorgelegt. Hierfür wurde er 2017 mit dem Geschichtspreis der Gesellschaft der Freunde des Deutschen Historischen Instituts Paris ausgezeichnet.

hielten. Das Gros der deutschen Soldaten schätzte die desolote Lage realistisch ein.

Kurz vor Waffenstillstand musste er mit ansehen, wie auch in seinem Regiment die Disziplin zusammenbrach. Die hungrigen Soldaten plünderten Magazine und bedrohten verhasste Offiziere aus Rache über die sozialen Ungerechtigkeiten innerhalb der deutschen Armeen. Als der Waffenstillstand am 11. November um 11 Uhr 55 ausgerufen wurde, schrieb er voll Bitterkeit an die Eltern: *„Wer vermochte sich darüber zu freuen? So nach Hause zurückkehren.“*

Am 12. November begann der Rückmarsch. Innerhalb von 15 Tagen war Deutschland zu erreichen, in 15 weiteren Tagen der Rhein zu überschreiten. Die Wochen des Rückmarsches bedeuteten für die besiegten Soldaten zunächst eines: Erholung. Aber sie stellten auch eine wichtige Übergangsphase auf ihrem Weg aus dem Krieg in das Zivilleben dar. Cartellieris Reserve-Division war Teil der 1. Armee, die am weitesten im Westen stand. Die Marschrouten führten den Artilleriezug durch Luxemburg und über die vereisten Wege der Eifel. Der Weg durch die Berge war mühsam, doch die Todesgefahr war vorbei und damit die Nachtmärsche und die Notwendigkeit, sich deckungsbereit zu halten und zu tarnen. Man fand zu regelmäßigen Schlaf- und Essenszeiten zurück, wusch und erholte den vom Krieg geschundenen Körper. Mit der Zivilbevölkerung tauschte man Kriegsbeute aus der Etappe und Waffen gegen Grundnahrungsmittel, Kleidung und Verbandszeug. Die befreite französische und luxemburgische Zivilbevölkerung, schrieb er, waren dabei wenig entgegenkommend. Erst in den deutschen Grenzdörfern war wirkliche Hilfe zu bekommen. In jeder Kriegsheimkehr spielt das Bedürfnis nach Anerkennung der Leistungen und Leiden der Soldaten durch die Zivilgesellschaft eine zentrale Rolle in einer Logik, die Antoine Prost die „Ökonomie der Anerkennung“ genannt hat. Auf diese Anerkennung trafen die Kolonnen bei ihrem Marsch durch das Rheinland, dessen Bewohner aufgefordert wurden, ihre Straßen zu schmücken und die Soldaten zu begrüßen. Zwar kamen nur etwa ein Drittel der Soldaten in den Genuss von zivilen Wohnquartieren – der Rest musste auf Bauernhöfen und Feldern biwakieren – doch die-

se Soldaten, darunter Cartellieri, schliefen zum ersten Mal wieder in Federbetten, hörten Musik aus Grammophonen, aßen mit ihren Gastwirten zu Tisch.

Das Zusammentreffen von „Front und Heimat“ war allerdings nicht nur ein idyllischer Verwirklichungsort für die imaginäre „Volksgemeinschaft“, sondern auch von Misstrauen und latenter Gewalt geprägt. Die durchziehende Armee galt der Zivilbevölkerung als hygienische und sexuelle Katastrophe und durfte die Großstädte nicht betreten. Den wie Nomaden sprichwörtlich auf der Straße lebenden Soldaten unterstellte man, der Krieg habe sie verroht, den Prozess der Zivilisation rückgängig gemacht. Tatsächlich machten die Bauern Erfahrungen mit Diebstahl, Bettelei und Kriminalität seitens der Soldaten. Ihrerseits brachte die Armee ihre Vorurteile gegen eine Zivilbevölkerung, die ihre Leiden nicht geteilt hatte in jene imaginierte Heimat mit, die sie ebenso fasziniert wie abgestoßen hatte. Sah man nicht überall gefüllte Weinkeller und gut genährte Landleute? An Bahnhöfen, Brücken, Kasernen und Fliegerhorsten trafen die Soldaten auf die Revolution und ihre Vertreter. Die Oberste Heeresleitung hatte Maßnahmen getroffen, revolutionäre Agitation in den Kolonnen zu unterbinden. Eigens geformte Soldatenräte sollten der Rätebewegung den Wind aus den Segeln nehmen. Für Cartellieri ein Zugeständnis an die Verräter, denen er bereits eine Mitschuld an der Niederlage gab. *„Bei uns gibt einen Soldatenrat nicht“*, schrieb er trotzig an seine Eltern.

Die Besatzungsheere der Entente folgten den deutschen Kolonnen dicht nach. Wer zurückblieb, geriet in Gefangenschaft. Ihrerseits wollten die Soldaten nichts sehnlicher, als endlich nach Hause zu kommen. Der Ausfall der Feldpost seit der Revolte der Etappentruppen ließ die Soldaten ohne Nachricht von ihren Angehörigen zurück, während die Revolution und die zweite Welle der Spanischen Grippe zuschlugen. Ihrerseits wussten die Familien nichts von ihren Ehemännern, Brüdern und Söhnen. Die Sorge um die Familie beschleunigte die Auflösung der Kolonnen, sobald die Gefahrenzone hinter ihnen lag. Die Männer und Frauen des Heeres warteten die Demobilisierungsprozedur nicht ab, sondern

machten sich auf den Weg nach Hause. Cartellieri verließ sein Regiment, nachdem es Anfang Dezember den Rhein überschritten hatte. Unter dem Vorwand einer Hauterkrankung ließ er sich beurlauben und fuhr „auf Trittbrettern und Zugdüchern“ nach Jena zurück. Am 12. Dezember traf er unerwartet in seinem Elternhaus ein, zur Freude seiner Eltern, die erst 1919 mit seiner Entlassung gerechnet hatten, da sein Regiment Grenzschutzdienst im Westerwald leisten sollte.

Remobilisierung

Der Krieg hatte das Haus seiner Kindheit verändert. Aus Mangel an Heizmaterial und Kerzen und um Platz für Flüchtlinge und durchreisende Soldaten zu schaffen, hatten die Cartellieris die Zimmer neu belegt – Walther hatte sein Zimmer verloren. Der Speisezettel war karg geworden; und auch moralisch hatte der Krieg die Hausgemeinschaft mitgenommen. Die Eltern waren über die Niederlage, die Revolution und den Schrecken über die Drohgebärden der Arbeiter- und Soldatenräte in eine regelrechte Depression versunken. Nirgends wurde die „Schwere der Zeit“, wie Margarethe schrieb, deutlicher als zu dieser letzten Kriegsweihnacht 1918, in der die Familie zwar erleichtert, aber nostalgisch und melancholisch ihre Wiedervereinigung feierte. Doch auch Walther hatte sich verändert und die Zeitumstände waren seiner „psychischen Demobilmachung“ nicht förderlich. Der Krieg hatte den Kreis seiner Schulkameraden dezimiert und militarisiert. Aus seiner Oberprima hatten nur sieben Klassenkameraden überlebt. Andere ehemalige Schulkameraden hatten bereits zu studieren begonnen. Auch zu Hause war es nicht einfach, den Platz des großen Bruders wieder einzunehmen. Sein jüngerer Bruder Wolfgang hatte die Revolution als Oberprimaner erlebt und hier seine Politisierung erfahren. In den politischen Implikationen der Revolution und der Parteienbildungen, die die Tischgespräche beherrschten, kannte Walther sich nicht aus.

Vor dem Krieg wäre Walther gern seinem Vater in der akademischen Laufbahn nachgefolgt. Offiziere hatte es im Familienstammbaum bisher nicht gegeben. Mit Kriegsausbruch war er im Alter von 17 Jahren in einen vormilitärischen

Wehrsportverein eingetreten, mit 18 in die Armee, in der er es zum Leutnant der Reserve gebracht hatte. Er war Soldat geworden. Im Januar wurde er offiziell entlassen und schied aus der Armee „nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns“, wie er seiner Schwester gestand, aus. Die Niederlage hatte ihm den Weg zu einer Offizierslaufbahn verlegt. Anstatt Offizier zu werden, nahm er die Vorstellungen seiner Jugend wieder auf und immatrikulierte sich zum Zwischensemester für ein Geschichtsstudium. Damit verbunden war der Eintritt in die Burschenschaft *Arminia*. Ironischerweise war genau dies der Ort seiner Remobilisierung.

Die anhaltende Bedrohung der Revolution hatte Walthers Verteidigungsbereitschaft aufrecht erhalten. Noch immer sah er sich als Beschützer des Elternhauses, wie er seiner Schwester Anfang Januar schrieb. Im März 1919 ergab sich die Möglichkeit, etwas gegen die Hilflosigkeit zu unternehmen. Nachdem in mehreren deutschen Industrievieren Arbeiteraufstände ausgebrochen waren, entschied die Reichsregierung, der Rätebewegung ein Ende zu machen. Da sie seit der Auflösung des Westheeres einer bewaffneten Macht beraubt war, gab sie ehemaligen Weltkriegsoffizieren die Erlaubnis, Freikorps aufzustellen. Walther und Wolfgang überlegten, sich zu melden, zum Unmut ihres Vaters, der in seinem Tagebuch die zusammengewürfelten Regimenter, die nichts vom Prestige des wilhelminischen Militärs besaßen, mit Wallensteins Landsknechten verglich. Das Reichswehrministerium suchte neben Kriegsveteranen auch die konterrevolutionären Milieus der korporierten Studenten zu mobilisieren. Als die Vertretertagung der deutschen Hochschulen den Studenten Ersatzsemester versprach, beschloss auch Walthers Burschenschaft *Arminia*, den Freikorps beizutreten. Tatsächlich brachen jedoch nur vier Burschen wirklich auf. Walther war einer von ihnen. Seiner Mutter zufolge hatte er lange gezögert. Seine autobiographischen Aufzeichnungen erklären seine Entscheidung mit seinem Patriotismus. Tatsächlich dürften Einsamkeit, ein Identitätskonflikt und Nostalgie nach der Armee und dem Krieg eine ebenso große Rolle gespielt haben. Walthers Kriegsheimkehr in eine zivile Laufbahn war vorerst gescheitert.